

Holocaust-Mahnmal

Die Debatte um das Berliner Holocaust-Mahnmal geht ins zweite Jahrzehnt. Angestoßen von der Journalistin Lea Rosh im Jahr 1988, zustimmend aufgenommen von Bundesregierung und Berliner Senat, betrieben von den dazu Beauftragten und begleitet von den Interessierten, hat sich inzwischen einer jener polyphonen Diskurse etabliert, der aufgrund seines Endloscharakters für viele Beteiligte zermürbend und auf viele Beobachter abstoßend wirkt. Der resignierte bis gereizte Ton der Debatte signalisiert jene Frustration, die eine entscheidungslose Dauerdiskussion notgedrungen mit sich bringt. Vorschläge, die Diskussion als das Denkmal selbst zu nehmen, versuchen, den gordischen Knoten dadurch zu lösen, daß sie ihn verstecken – in jenen Bibliotheken, Archiven, Museen und Dokumentationsstellen, die freilich wiederum nur von denen aufgesucht werden, die aus privatem oder beruflichem Interesse ohnehin mit der Thematik befaßt sind.

Diesen Orten kann man ebenso ausweichen, wie man um die Konzentrations- und Vernichtungslager einen großen Bogen schlagen kann. Der Sinn eines Holocaust-Mahnmals mitten in Berlin wäre aber gerade seine Unausweichlichkeit und Unübersehbarkeit neben Brandenburger Tor, Reichstag und allen anderen Prunkbauten eines hauptstädtischen Zentralplatzes. Die Befürchtung, daß das Monument zu monumental gerate, der Einwand, seine Ästhetik erziele eine verharmlosende Wirkung, treffen nicht den Kern.

Angesichts der systematisch betriebenen, mit deutscher Gründlichkeit organisierten und mit industriell-technischer Präzision durchgeführten Judenvernichtung kann weder ein bescheiden verstecktes noch ein fußballplatzgroßes Monument eine abschließende Antwort sein oder geben. Kein noch so gelungenes Denkmal verschafft automatisch und in unmittelbarer Evidenz jene Einstellungen und Einsichten, die allenfalls durch eine intensive Arbeit und Beschäftigung mit der Sache zu erwerben sind und die angesichts dieses komplexen Themas immer nur bruchstückhaft, niemals abschließend und schon gar nicht befriedigend in irgendeinem Sinn sein können.

Kein Mahnmal kann das leisten, was einige Gegner zu befürchten und manche Befürworter zu erwarten scheinen, nämlich verbindliche moralische Imperative und eindeutige kollektive Gefühlsvorschriften nach dem Motto: Ihr müßt euch erinnern! Ihr habt euch zu schämen! Seid wachsam und wehret den Anfängen!

Bei dem, der sich nicht erinnern lassen will, stellt sich auch angesichts einer unübersehbaren Erinnerungsstätte mitten in Berlin vermutlich nicht mehr als eine vorübergehende Irritation ein, die angesichts der übrigen Sehenswürdigkeiten bald verfliegen dürfte – ein schwarzes Steinchen im bunten Sehenswürdigkeiten-

mosaik einer Hauptstadt. Wer sich durch das dicke Fell seines Desinteresses schützt, der wird sich auch durch das gelungenste Holocaust-Mahnmal nicht aus der Ruhe bringen lassen, sondern eben achselzuckend seine Sightseeing-Tour fortsetzen. Wer kollektive Erinnerungstage mit ihren Ritualen von vornherein für nichts anderes als bloßen Staatszirkus hält und die daran Beteiligten als Betroffenheitsschauspieler ansieht, wird sich auch durch die entschiedensten gegenteiligen Äußerungen nicht darin beirren lassen, im geplanten Mahnmal nur eine weitere offizielle „Kranzabwurfstelle“ zu sehen. Daß er denselben Titel für das eigene Familiengrab verwenden würde, kann man wohl mit Recht bezweifeln.

Noch vor wenigen Jahren waren immer wieder Warnungen vor einer angeblich wachsenden „Geschichtsvergessenheit“ zu hören. Inzwischen sind sie, zumindest in manchen Kreisen, ins Gegenteil umgeschlagen. Die Debatten um das Berliner Mahnmal werden von vielen Zeitgenossen als fruchtlos nach rückwärts gerichtete Veranstaltungen empfunden; die dadurch erzeugte Stimmung liefert Wasser auf die Mühlen der Schlußstrichapologeten. Die provokativen Thesen in Daniel Goldhagens Buch „Hitlers willige Vollstrecker“ haben nicht nur bei unbeteiligten Beobachtern, sondern auch bei den Fachleuten die Sehnsucht wachsen lassen, von solch unliebsamen Themen verschont zu bleiben. Zumal Historiker mahnen nun zu Sachlichkeit und erwecken manchmal fast den Eindruck, allein fachliche Kompetenz und wissenschaftliche Akribie seien legitimierende Eintrittsbillets für die Teilnahme an den Diskussionen. Sollten bisher „Erinnerungsarbeit“ und „Gedächtniskultur“ mangelndem Vergangenheitsbewußtsein auf die Sprünge helfen, so wird jetzt vor „Geschichtsvergötzung“ und vor einer „negativen Sakralisierung der Shoah“ gewarnt. Die Judenvernichtung, so lautet das Gebot der Stunde, dürfe nicht zum „schwarzen Andachtsbild“ erhoben und als „Ikone des Grauens“ installiert werden. Die wirklich Betroffenen, die Toten, jüdische wie nichtjüdische Überlebende der Vernichtungslager und ihre Familien, die wegen ihres Widerstands Hingerichteten und ihre Hinterbliebenen dürften solche Aufforderungen und Warnungen allenfalls als Hohn empfinden.

Es mag sein, daß sich die Geschichte nicht wiederholt. Aber Menschen, einzelne wie Gruppen bis hin zu Staaten, wiederholen sich durchaus. Der Blick zurück in die Geschichte, angeregt durch Denk- und Mahnmale, angestoßen auch durch Gedenktage, kann sich nicht auf die Glanzpunkte der Geschichte beschränken. Er ist nur dann sinnvoll, wenn er die Tiefpunkte nicht auszublenden versucht. Die Dimensionen des Holocaust verbieten es, die Erinnerung daran gewissermaßen an das private Gedächtnis zu delegieren. Ein Mahnmal mitten in Berlin wäre ein deutliches Zeichen dafür, daß die, die im Zentrum der politischen Macht sitzen, nicht gewillt sind, vergangenheitsblind in die Zukunft zu steuern.

Johannes Baar SJ